

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 8

Artikel: Arurodunum
Autor: Scheurer, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unter der Spitzhaube lächeln die Augen ganz blank vor Bläser hervor. Die Tiere der Wildnis allerdings flüchten vor dieser Invasion; da sieht man sie an den langen Wänden meisterhaft gemalt, schreierfüllt davonrennen, zu Wasser und zu Land, dem bergenden Urwald zu. Von den Palmen turnen die Affen herab und grinsen die Ankömmlinge spöttisch an; im Nebenraum aber führen die Eingeborenen, fast greifbar wirklich gemalt, an den Wänden ihr gewohntes Leben weiter; da hängt ein Negerweib Windeln, da steigt ein braun-schwarzer Jüngling zur Herzallerliebsten hinauf; ein riesiger Elefant (Leihgabe des Zoo, heißt's an einem Zettel) bemüht sich mit einem Punkttroller; ein modernes Negerweibchen hat ein ganzes Arsenal von Schminktöpfen vor sich und pudert sich vor einem Spiegel; ein unbeschreiblich drolliges Negerbabu brüllt fast vernehmlich auf der Leinwand vor einem Königstiger, der mit gähnendem Rachen und erhobener Tazze sich naht und ihm schon das nächtliche Löpfchen umgeschlagen hat, und so reißt sich Witz und Bild aneinander und läßt uns Passagiere nicht müde werden, zu schauen und zu bewundern. Und wo man steht und wo man geht, ist in traumhafter Wirklichkeit: hier ist die Matrosenkneipe, da die Kajüte des Kapitäns, der eine ganze Reihe von Sektflaschen aufgestellt hat (der Kapitän in Uniform und weißer Mütze, ganz ächt aussehend, ist der Wirt der Weinstuben, Herr Morhard, und seine liebliche blonde Tochter ist heute ein wildes rabenbrandschwarzes Niggergirl mit ganz zächtem Negergeschmuck). Die jungen Maler Köhlbecher, Lüdardt, Cristiani und Kruse, die die Tropen in so vollendeter Weise darstellen, sind meist als Wilde kostümiert. Und mit welcher Naturwahrheit und Nechtheit! Nicht umsonst ist das Völkermuseum in Frankfurt ein von den Künstlern vielbesuchter Ort; die braunen Leiber sind so stilgerecht und mit so wundervoll selbstgeschaffenen Schmuck bekleidet, die Gesichter so ganz à la Eingeborenen gemalt, daß man immer nur staunen muß. Köhlbecher führt wilde, rasende Tänze auf, alles steht im Kreis herum, klatscht im Takt in die Hände und ruft Uja, Uja dazu! Es herrscht eine heiße, der Tropenlandschaft angemessene Stimmung, die sich aber in völlig anständigen Grenzen hält. Daß es da und dort knallt wie von Champagnerproppen, oder die Paare sich nicht in steifem Rhythmus bewegen, daß die Kapitänskajüte verliebte Leutchen mit rosigem Licht beleuchtet, die Matrosen auch die Weiblichkeit gerne in ihre Kneipe hineinziehen, daß die Wilden gemütlich frankfurterisch schwagen und „süßes Bernermeitschi als „goldiges Schwarzwaldmädel“ und „süßes Schindupuzzi“ angeredet wird, daß wir ältere Semester winzige komische Miniaturhütchen aufgesetzt bekommen haben, die unter dem Druck der eigenen und fremden Hand miauuu machen, daß die Luft erfüllt ist von Musik und Singen und Lachen — das gehört zu diesem übermütigen, löstlichen Kostüm-, nicht Maskenfest.

Um Mitternacht gibt's eine Äquatortaufe. Die zwei Opfer, junge Knaben, müssen in einem Siebdruckkasten sich mit Wasser überschütten lassen unter Anwesenheit des Meer-gottes und seines Gefolges. Lachen der Zuschauer, Gebrüll der armen Täuflinge bei der mit wahrhaft philosophischer Ruhe und Ernsthaftigkeit ausgeführten Handlung, Beifallklatschen der Menge. Und es wird weiter getanzt.

2 Uhr. Die Maler und ihre schönen, meist in farbige Fransenhawls gehüllte Frauen und Liebsten zeigen, daß sie auch im Tanz Künstler sind; ihre Kostüme wirken wie ein Farbenrausch; herrlich stimmt dazu das Grün der Palmen, das geheimnisvolle Düsternis des Urwalds, das bunte Lichtermeer, und milde und nachsichtig lächelt der Vollmond, ein schalkhaftes Lampion, herunter.

3 Uhr. Schon verziehen sich viele Gäste; wir, die wir „mitgefangen, mitgehangen“ sind, bereuen das Längerbleiben nicht. Das Schiff ist nun mit Stühlen und Tischen und zehenden Matrosen und Passagieren besetzt, und die wollen wieder etwas Neues sehn. Ein Feuertanz wird verkündet. Wir Kaffeetrinkenden am langen Tisch rüden möglichst an die Wand, denn da glimmt schon ein Feuer auf der Erde.

Und sonderbare Gestalten nahen: riesige Menschen in Stroh-hüllen, wie wir sie etwa auf Bildern oder im Film sahen. Andere, gigantische Fraßmasken tragend, sie stellen sich um das nun schon flackernde Feuer auf, und nun gleitet eine entzündend schöne Wilde mit schlanken Gliedern heran, die mit lauter silbernen Malermuscheln bekleidet, nein, geschmückt sind. Es ist ein unvergeßlich schöner Anblick, wie diese gazellenfeine Tänzerin (Dora Lisa vom hiesigen Ballett) um und über dem nun hochflammenden Feuer tanzt und sich neigt und beugt, und ihr Partner, der junge geschmeidige Malerwilde, in rasendem Saumel mittanzet, wie die andern Wilden ums Feuer kauern und sich Fleisch rösten, von den Flammen grell beschienen. Und die Zuschauer folgen der aufreizenden Musik und singen mit und klatschen im Rhythmus in die Hände, und Uja, Uja, tönt's in eintönigem Rufen von allen Lippen. Die Papageien und die andern Wundervögel im bunten Gefieder schaukeln auf den Zweigen, die Affen klettern übermütig von Palme zu Palme, die fremdartigen Blüten duften heraufschend, es herrscht überall Jugendübermut und Schönheitsentzücken und heiße Daseinsfreude. Das ist ächte Faszinationsstimmung, die auch noch anhält, als wir gleich darauf in die kalte Nacht hinaustreten; denn noch hören wir hinter den Fensterläden Lachen und Singen und Geigen und freuen uns am Ueberfließen der Jugend.

Arurodonum. *)

Phantasie zu den Ausgrabungen im Bremgartenwalde bei Bern
von Robert Scheurer.

In des Engewaldes dämm'rigem Raum,
Verborgen im wurzigen Grunde,
Ruht eine Stadt aus der Römerzeit;
Sie gab uns schon öfters Kunde.
Zwar ihren Namen kennt niemand mehr;
Doch war mir's schon oft, durch der Stämme Heer
Raun's einen gar wunderbaren,
Wohlkeltorömischen Namen:
Arurodonum!

Vor Monden durchhalte den stillen Forst
Gar mächtiges Dröhnen und Pochen.
Hausmauern schafften die Forscher zutage,
Dachziegel, Tonscherben und Knochen.
Doch als ich frug nach dem Namen der Stadt,
Man nur ein verlegenes Zuden hatt';
Und doch schien durch's Widelflingen
Ein Wörtlein leise zu dringen:
Arurodonum!

Und oft, wenn in Sonntagsmorgenstund'
Ich die schattigen Hallen durchstreichte,
Mein Geist über wurzelverwachsenem Pfad
Durch uralte Zeiten schweifte,
Wenn der Klare Marmeln so heimlich klang
Wie rätseldurchwobener Nixensang,
Dann glaubt' ich ein Wort zu erlauschen
Aus Wipfel- und Stromesrauschen:
Arurodonum!

Jüngst zog ich heim um die Geisterstund'
Durch des nächtlichen Waldes Düstern.
Da stieß ein alter Uhu mich an,
Und menschlich sah' er klang sein Geflüster:
„Ich bin der Geist des Vindurats,
Des letzten Praefectus der alten Stadt!
Mögt du nun nach zweitausend Jahren
Ihren einstigen Namen erfahren:
Arurodonum!“

*) Arurodonum (keltisch) bedeutet soviel wie „Narburg“ oder „Narstadt“. Die Klare hieß in helvetisch-römischer Zeit Arura.